

Frauenstimme

Nr. 5 + 42. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

5. März 1925

Probleme der Frauenbewegung.

Vor einiger Zeit sprach ich mit einer Genossin, deren politische Kenntnisse, ebenso wie ihr Handeln innerhalb der Partei, mit Recht sehr anerkannt werden. Wir sprachen u. a. auch über die Aufgaben der Genossinnen in der Parteiorganisation, insbesondere der Funktionärinnen. Ich legte im Laufe des Gesprächs dar, daß es eine zwingende, schon zur Selbstverständlichkeit gewordene Notwendigkeit sei, daß jeder verantwortlichen Körperschaft innerhalb der Arbeiterbewegung eine oder mehrere Frauen angehören müssen, und weiter, daß ganz besonders diese, den diversen Parteivorständen angehörenden Frauen die Aufgabe haben, die Genossinnen der Partei zu schulen, mit ihnen dauernd die speziellen Frauenfragen allgemein-politischer, kommunalpolitischer und sonstiger Art zu besprechen und mit ihnen gemeinsam die Agitation unter den der Partei fernstehenden Frauen zu pflegen.

Wahrscheinlich aus ihrem ganz persönlichen Empfinden heraus widersprach mir die Genossin ziemlich leidenschaftlich. Sie sähe in meinen Darlegungen nicht die Aufgaben der weiblichen Vorstandsmitglieder. Damit würden wir dauernd die Frauen auf die relativ kleinen Frauenfragen und die Frauenagitation beschränken. Das bedeute, daß sie dann nie soweit kämen, den allgemeinen politischen Fragen das so notwendige und weitgehende Interesse entgegenzubringen, und das hätte weiter zur Folge, daß man ihnen in der Partei und in der Öffentlichkeit auf lange hinaus die allgemeine Anerkennung verweigere. Beides sei aber nötig, um die Frauen zu vollbewußten und aktiven politischen Kämpferinnen zu erziehen. Auf meine leise Gegenfrage, wer denn die vorher aufgeführten Aufgaben, deren Vorhandensein und notwendige Lösung doch die Vorbedingung zu dem gesteckten Ziel sei, lösen sollte, trat eine nachdenkliche Stille ein.

Enthüllt dieses Gespräch nicht schlaglichtartig das Problem der heutigen Frauenbewegung?

Sprechen wir zunächst einmal von der Notwendigkeit, die Frauen intensiver am politischen Leben zu beteiligen. Reichlichen Anlaß dazu geben die Wahlbetrachtungen, die in der letzten Zeit durch die Presse gingen. Sie basierten alle auf der nach Geschlechtern getrennten Stimmabgabe. Ein besonders bezeichnendes Beispiel aus Bremen, wo wir bekanntlich unter Mitwirkung der Demokraten den Bürgerblock bekommen haben, sei hier angeführt. Dort sind 77 348 Männer- und 82 256 Frauenstimmen abgegeben worden. Die Tabelle der auf die einzelnen Parteien abgegebenen Männer- und Frauenstimmen zeigt, daß die Sozialdemokraten ebenso wie die Kommunisten und Nationalsozialisten ein Minus aus Frauenstimmen buchen können, während alle anderen Parteien, insbesondere Zentrum und Deutschnationale, von dem Ueberfluß an Frauenstimmen Vorteil gezogen haben.

Sehen wir einmal die allerdings nicht bewiesene Tatsache voraus, daß die weibliche Stimmabgabe im Reichsdurchschnitt den Teilergebnissen entspricht, dann entsteht die Frage: Wäre eine solche Entwicklung möglich gewesen, wenn die Frauen im gleichen Verhältnis republikanisch gewählt hätten?

Forschen wir nun nach den Gründen für das Verhalten der Wählerinnen. Es gibt sicher sehr viele. In katholischen Gegenden, wo das Zentrum der Stärke nach dem Ausschlag gibt, wird diese Partei besonders von den Wählerinnen gestärkt. Wir suchen eine Erklärung und finden sie hier im religiösen Gefühl der Frauen. Wenn in Bremen die Deutschnationalen und die Volkspartei den Vorteil der Frauenstimmen einheimen, dann ist neben den religiösen Motiven, deren Vorhandensein auch hier durchaus angenommen werden darf, sicher auch eine reaktionär-politische Einstellung vieler Frauen wirksam gewesen.

Nach einer solchen Wahlbetrachtung kommt doch wohl jeder

Unbefangene zu dem Schluß, daß der einzige Weg zum Ziel nur der sein kann, von den gefühlsmäßig rechts wählenden Frauen möglichst viele Angehörige des Proletariats nicht allein für unsere Politik, sondern auch für den Sozialismus zu gewinnen. Erst das gibt die Möglichkeit, dem Herzen und dem Verstand der großen Masse der Frauen näherzukommen. Wer will aber leugnen, daß vornehmlich die Frauen, die selber schon Sozialdemokraten sind, die Pflicht zu dieser Aufgabe haben? Daß die Frauen — in ihrer Mehrzahl — sich aus eigenem Erleben heraus auch besser in das Denken und Fühlen ihrer Klassen- und Geschlechtsgenossinnen hinein versetzen können, wird mit Recht dauernd betont. Können wir hier nicht mit logischer Konsequenz dazu, die in den Vorständen tätigen Genossinnen mit der Aufgabe zu betrauen, die Frauenbewegung zu pflegen und zu fördern? Sowie, ein bis zwei Frauen müssen jedem Vorstand der Partei angehören und sich dieser Aufgabe widmen. Das schließt keineswegs aus, daß diese oder andere Genossinnen sich als Schriftführer oder Kassierer betätigen oder ihre Arbeitskraft vornehmlich den Bildungs-, Kommunal- oder allgemeinpolitischen Fragen widmen.

Nun aber noch einmal zurück zu der Befürchtung der oben erwähnten Genossin, wonach die dauernde und pflichtgemäße Beschäftigung der in Vorständen und anderen Körperschaften tätigen Genossinnen mit der Frauenbewegung notwendig dazu führen muß, sie von der Mitwirkung am allgemeinpolitischen Leben fernzubehalten. Wenn das zutreffen sollte, dann müßte man das von unseren Kultur-, Bildungs-, Erziehungs- und Rechtsspezialisten auch sagen; dann träte das sicher auch auf Sozial-, Wohlfahrts- und Kommunalpolitiker zu; dann müßte man mit aller Spezialisierung der Arbeit aufhören; dann müßte von jedem einzelnen Mitarbeiter verlangt werden, daß er in jeder Teilfrage, wie auch auf dem großen Gebiet der Außen- und Innenpolitik sowie der Gewerkschaftspolitik (Lohn-, Tarif-, Beamtenpolitik) vollkommen firm sein müsse. Das kann es natürlich bei der jetzt allgemein gewordenen Spezialisierung unseres öffentlichen Lebens nicht geben. Natürlich muß ein jeder, der auf einem Spezialgebiet tätig ist, verlangen dürfen, daß die Kollegen und Kolleginnen ihm in seinen Darlegungen kritisch und urteilsfähig folgen, denn nur dann sind sie auch in der Lage, die Verantwortung mittragen zu können.

Wird dieser Schluß auch — wie das sein muß — für die den Vorständen verantwortlich angehörenden Frauen gezogen, dann bedeutet das allerdings, daß sie auf dem ihnen zugewiesenen Gebiet der Frauenbewegung führend sein müssen, während die männlichen Kollegen mit Vertrauen und Kritik ihre Arbeit beobachten und die Verantwortung mittragen. Das schließt nicht aus, sondern es hat zur Vorbedingung, daß diese Genossinnen ein großes Maß von allgemeinpolitischem Wissen und Können besitzen und anwenden.

Hier kommen wir zu dem Kernproblem der Frauenbewegung innerhalb der Partei. Es handelt sich um die Führerschaft in der Frauenbewegung. Genossinnen, allgemeinpolitisch geschult, mit besonderem Interesse für die Frauenfragen erfüllt, mit dem notwendigen Verantwortungsgefühl der Gesamtpartei gegenüber, mit der Eignung und mit dem Willen zur Führung der Frauenbewegung ausgestattet, die sich in der Regel von den kleinsten Dingen persönlichsten Empfindens freigemacht haben, sind in der Lage, an allen sachlichen Beratungen verantwortlich teilzunehmen und daneben die Frauenbewegung unter der Mitverantwortung des Gesamtvorstandes zu führen. Solche Führerinnen brauchen wir in erster Linie und in großer Zahl, wenn wir die Rückständigkeit vieler Frauenschichten überwinden wollen.

Marie Tuchačz.

Die Frage der Empfängnisverhütung.

Von Henni Lehmann

Auf Ausführungen hin, die ich zu dem bekannten Strafrechtsparagrafen 218 gemacht habe, und in denen ich darauf hinwies, daß die Verhütung der Empfängnis wegen ihrer Ungefährlichkeit der Abtreibung vorzuziehen sei, ist mir eine große Zahl von Anfragen von Männern und Frauen zugegangen, in denen Auskunft über geeignete Mittel zur Empfängnisverhütung erbitten wird. Die ersten Anfragen habe ich nach bestem Wissen — ich bin aber keine Ärztin — zu beantworten versucht. Eine Beantwortung aller Anfragen ist mir aber wegen ihrer großen Zahl unmöglich. In einzelnen Briefen hat man mich aufgefordert, in Zeitungen über solche Mittel und ihre Wirkung zur Empfängnisverhütung zu schreiben. Das ist schon wegen einer Bestimmung des geltenden Strafrechts (§ 184 StrGB.) nicht angängig. „Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauch bestimmt sind“, dürfen nicht öffentlich angepriesen werden. Unter diesen Gegenständen versteht die Rechtsprechung alle, die beim Geschlechtsverkehr Verwendung finden können oder erfahrungsgemäß Verwendung gefunden haben, also auch die Mittel zur Empfängnisverhütung. Der Geschlechtsverkehr wird also nach dem Strafrecht ohne weiteres als „unzüchtiger Gebrauch“ angesehen, während umgekehrt nach dem bürgerlichen Recht Ehegatten dazu verpflichtet sind, den geschlechtlichen Verkehr nicht zu verweigern. Man kann daraus den ganzen Wirrwarr in der Grundauffassung unserer geltenden Rechtsbestimmungen ersehen.

Die Bestimmung des Strafgesetzes ist nach ärztlicher Anschauung schon deshalb außerordentlich ungewöhnlich, weil die Maßregeln, die der Verhütung der Empfängnis dienen, zugleich einen Schutz gegen die Ansteckung durch geschlechtliche Erkrankungen bieten. Wäre man allgemein mit den Mitteln der Empfängnisverhütung mehr vertraut gewesen, so hätten die Geschlechtskrankheiten nicht einen so ungeheuren Umfang annehmen können. Ein Entwurf der Strafrechtskommission zur Reform des Strafrechts hat deshalb schon 1913 Straffreiheit bei öffentlicher Ankündigung von Mitteln zur Empfängnisverhütung vorgesehen, wenn die Ankündigung in ärztlichen Fachzeitschriften erfolgt oder an Personen, die mit solchen Gegenständen Handel treiben. Auch der Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hatte Straffreiheit vorgesehen, wenn die Veröffentlichung nicht in einer Sitte und Anstand verletzenden Weise geschieht. Diese Forderung ist eine Selbstverständlichkeit. Heute ist man infolge der geltenden Strafbestimmungen darauf angewiesen, sich eine etwa nötige Information privatim zu verschaffen. Da kann aber nur davor gewarnt werden, sich auf Ratsschläge irgendeiner Nachbarin, eines Kurpfuschers oder eines Geschäftes, das vielleicht bestimmte Gegenstände zum Verkauf feilhält, zu verlassen. Die Frauen, die solche Mittel anwenden wollen — und fast alle Ehefrauen kommen früher oder später einmal in die Lage, eine unbeschränkt weitergehende Kinderzeugung verhindern zu müssen — tun am besten, wenn sie sich vertrauensvoll an einen geeigneten Frauenarzt oder eine Ärztin wenden. Die Auskunft und Beratung dürfte wohl nur selten verweigert werden. Ärztliche Beratung ist aber um so mehr nötig, als vielleicht Mittel in Frage kommen, die durch den Arzt selber beschafft und in bestimmten Zwischenräumen erneuert werden müssen.

Wiesbad wird man sicher geneigt sein zu fragen, weshalb denn überhaupt die Empfängnisverhütung bekämpft wird, obwohl doch die Verhütung selber straflos ist. Darauf ist zu antworten: Vereinzelt sprechen wohl religiöse Bedenken mit, aber vorwiegend kommt hier die Auffassung zum Durchbruch, daß eine möglichst große Zunahme der Bevölkerung im Interesse der politischen Macht eines Volkes liege. Früher pflegte man ja so schon zu sagen: „Der König braucht Soldaten!“ Als ob eine Mutter ihre Söhne nur zu diesem Zwecke geboren haben wollte. Dabei hängt die Vermehrung der Bevölkerung gar nicht so sehr von der Zahl der Geburten als von der Verminderung der Sterblichkeit ab. Man sollte das denen vorhalten, die immer über den sogenannten Geburtenrückgang in Deutschland klagen, und ihnen sagen: „Sorgt lieber dafür, daß wir unsere Kinder gut großziehen können, als dafür, das möglichst viele Kinder in die Welt gesetzt werden, von denen ein so großer Teil dann doch stirbt!“

Wenn nun auch über die Sicherheit der Mittel, die zur Empfängnisverhütung dienen sollen, Meinungsverschiedenheiten bestehen, wenn vielleicht sogar bei keinem eine absolute Sicherheit vorhanden sein sollte, so läßt sich doch bestimmt sagen, daß bei vielen von ihnen der Erfolg in einer sehr großen Zahl von Fällen erreicht wird. Auch das ist schon ein Vorteil. Dabei sind die von der Frau anzumendenden Mittel nach ärztlichem Gutachten gesundheitlich unschädlich.

Frauen gegen den Alkohol!

Mit Stolz können die Frauen darauf hinweisen, daß das weibliche Geschlecht niemals, auch nur in annähernd gleichem Maße dem Laster des Alkoholismus verfallen ist wie die Männer. Aber nicht nur durch Absehung der männlichen Trinksitten haben die Frauen gegen den Alkohol gekämpft. Sie haben auch in tatkräftiger Weise durch Errichtung schöner, gemüthlicher alkoholfreier Gastwirtschaften gegen den Alkoholbetrieb in Wirtschaften zu wirken gesucht. So bestehen in Zürich heute zwanzig, von Frauen errichtete und betriebene alkoholfreie Gaststätten und zwei große Kurheime, in denen schon vor dem Kriege täglich 10 000 Menschen ihre Hauptmahlzeiten einnahmen. Auch in Deutschland wurde kurz vor dem Kriege versucht, ähnliche Gaststätten zu errichten, die aber zum großen Teil dem Krieg zum Opfer fielen. Ein besonders schönes Gasthaus,

das dem Bund abstinenten Frauen gehört, konnte in Leipzig alle Wirnisse des Krieges und der Inflationsjahre überdauern. Neuerdings sammeln sich in der sogenannten „Volkshaus-Bewegung“ wieder Frauen, die sich die Errichtung schöner alkoholfreier Gaststätten zum Ziel gesetzt haben. Heime und Herbergen unserer Arbeiterjugend, in denen der Alkoholismus streng verpönt ist, zeigen wie wahrer Frohsinn erst dort einleuchtet, wo dem Alkohol der Eintritt verwehrt ist.

In diesem Zusammenhang verdient ein Urteil Erwähnung, das kürzlich in Berlin gefällt wurde. Für das Freibad Wannsee hatte der Polizeipräsident Richter die Konzession zum Alkoholausschank versagt. Auf Einspruch der Verwaltung des Freibades hat der Bezirksausschuß Berlin entschieden, daß in dem Freibad alkoholfreie Getränke verkauft werden dürfen. In Zukunft werden sich also Familien, die die Unannehmlichkeit des Freibades genießen wollen, der gerade hier besonders unangenehmen Nachbarschaft von Menschen, die unter dem Einfluß des Alkohols stehen, kaum entziehen können.

Hätten Frauen auf diese Entscheidung maßgebenden Einfluß gehabt, dann wäre sie vermutlich anders ausgefallen.

Unglückliche Ehen.

Ein Gespräch von Felix Fehrenbach.

An den Fensterplätzen eines D-Zug-Abteils 3. Klasse sitzen sich zwei Frauen gegenüber. Die jüngere hat volles, dunkles Haar, gesunde Farben und lebensprühende, schwarze Augen. Ihr Gegenüber macht einen etwas müden Eindruck. Das Leben hat schon manche Falte in ihr Gesicht gezeichnet. Ihr Haar ist grau.

Sie sprechen von Eheschidungen, von den vielen Verbindungen, die, zum Teil aus gegenseitiger Liebe geschlossen, doch zerbrechen.

Die Ältere meint, wenn die Not und das graue Elend einmal in die Ehe glocken, dann ergäben sich eine Unmenge Reibungsflächen, steigere sich die gegenseitige Reizbarkeit und entstünden heftige Meinungsverschiedenheiten über die wichtigsten Dinge des Alltags, daß daran in vielen Fällen die Ehe unglücklich würde und zugrunde gehe. Die Menschen wollten sich nur nicht eingestehen.

Die mit den lebensprühenden Augen schweigt eine Weile. Dann stimmt sie nachdenklich zu. Aber jetzt fährt sie mit Lebhaftigkeit fort: „Gerade in der Not sollte sich doch die enge Gemeinschaft zweier Menschen bewähren. Ich will dabei gar nicht von denen sprechen, die die Ehe als eine Art Geschäftsabschluss betrachten. Nur an die will ich denken, die glauben, aus gegenseitiger Neigung den Lebensband geschlossen zu haben. Und trotzdem muß ich sagen: die Menschen sind zu wenig ehrlich gegen sich selbst und mit dieser Unehrlichkeit legen sie den Grund zu den sogenannten unglücklichen Ehen.“

„Sprechen Sie von bewußter Unehrlichkeit?“

„Nein. Die Unehrlichkeit liegt meist darin, daß sich die Menschen nicht genügend Rechenschaft geben über ihr eigenes Denken und Empfinden und dadurch unbewußt in entscheidenden Fragen sich selbst und andere täuschen.“

„Und worin glauben Sie, daß hier die Selbsttäuschung liegt?“

„Darin, daß Sehnsucht nach Erfüllung sinnlichen Verlangens mit Liebe verwechselt wird.“

Hier ensieht eine kleine Pause im Gespräch.

Die mit grauem Haar unterbricht die Stille: „Sie haben da ein hartes Wort gesprochen; leider ist es oft wahr. — Wenn nun aber in diesem Punkt keine Täuschung vorliegt, wenn die beiden jungen Menschen sich wirklich aufrichtig gern haben und die Ehe trotzdem zerbricht, wo ist dann der Haken?“

„Dann fehlt wahrscheinlich eine andere wichtige Voraussetzung der Ehe, nämlich die, daß zwischen Mann und Frau weitgehende Uebereinstimmung in Weltanschauung und Lebensauffassung gegeben sein muß. Ist diese Voraussetzung erfüllt, dann wird die Ehe nicht scheitern. Wenn die beiden Menschen die Kraft haben zur absoluten Ehrlichkeit gegen sich selbst und zu unbedingter Wahrhaftigkeit gegen einander in allen großen und kleinen Dingen.“

Sie hat sich ordentlich in Eifer geredet. Ihre Augen glänzen.

Die Keilgefährtin nickt zustimmend mit dem Kopf.

„Was Sie von Weltanschauung und Lebensauffassung, von Selbsttäuschung und Wahrhaftigkeit sagen, ist Ausdruck schöner und idealer Gedanken und man kann nur seine ehrliche Freude daran haben, wenn in jungen Menschen solche Grundzüge lebendig sind. Ich könnte Ihnen ganz bestimmen, wenn Sie Ihre Auffassung in einem Punkt ergänzen wollten. Das Leben ist hart, ich habe es oft genug erfahren müssen. Die rücksichtslosen Wirklichkeiten des Tages zermürben die Menschen und lehnen sich nicht an Ideale. Ueberwinden können wir diese Wirklichkeit auch mit den edelsten Grundsätzen erst dann, wenn es gelungen sein wird, die heutige Organisation von Wirtschaft und Gesellschaft weiter zu entwickeln zu höheren Gemeinschaftsformen. Sie sollen jedem seinen Anteil an Lebensglück ermöglichen und verhindern, daß das Streben nach Schömem und Höherem von der Not des Lebens erdrückt wird. Auch die Ehen werden dann nicht mehr von wirtschaftlicher Not zerrieben und sogenannte „unglückliche“ Ehen seltener werden. Die Frauen können viel dazu beitragen, diese Entwicklung zu fördern, wenn sie am geistigen und politischen Leben ihrer Zeit teilnehmen. Sie werden dann das Streben ihrer Männer verstehen und ihnen gerade dadurch gute Gefährten sein können.“

Die beiden Frauen haben noch weiter gesprochen. Doch der D-Zug fährt eben in die Bahnhofshalle zu L. ein und ich muß aussteigen.

Heber das Gespräch im Eisenbahnabteil aber habe ich noch lange nachgedacht.

Das Zentralwirtschaftshaus.

Von Martha Laust-Graz.

Das Zentralwirtschaftshaus oder — mit einem den Begriff nicht ganz umfassenden Ausdruck das Einküchenhaus benannt — hat viele voreingenommene Gegner. Allenfalls bauen Gemeinden und Genossenschaften, aber nur in verschwindend wenig Fällen setzt sich das Zentralwirtschaftshaus durch. Und warum?

Die Einwände gegen das Zentralwirtschaftshaus muß man teilen in solche, die teils gar nicht ernst genommen werden können, und in solche, die sachliche Argumente enthalten. Zu den ersteren gehört der Einwand, daß sich die Leute nicht vertragen werden. Man hätte mit derselben Begründung die Eisenbahn ablehnen und bei den Privatwägen bleiben müssen. Auch gibt es leider ungezählte Ehrenbeleidigungsprozesse, die alle aus der Nachbarschaft in Häusern mit 50—60 Köchen herrühren. Zu den abernsten Einwänden gehört der gewisse kulinarische Individualismus, auf den sich der durchschnittliche Arbeitsmensch ebendies nur besinnt, wenn er gegen das Einküchenhaus polemisiert; denn in der Wirklichkeit des Alltags hat er dazu weder Zeit, noch Geld, noch — Vollmacht. Die meisten arbeitenden Menschen essen das, was ihnen zu den Mahlzeiten vorgelegt wird, und — wenn sie gesund und die Verhältnisse halbwegs normal sind — mit Vergnügen.

Zu den törichten Einwänden gehört der von der Zerstörung der Familie. Klar ist, daß die erwerbstätige Frau und Mutter eher ein wenig Zeit für Mann und Kinder erübrigen wird, wenn sie von den Hauptlasten des Haushaltes befreit ist, als umgekehrt. Aber nun zu den ernstesten Einwänden:

Das Einküchenhaus sei nur für einen gewissen Mittelstandstypus von Festangestellten zu brauchen. Die Wohlhabenderen verschmähen es, denn sie können sich bequeme Wohnungen und Hausgehilfen halten; für Arbeiter aber, die immer von Arbeitslosigkeit bedroht sind, kann es nicht gebaut und erhalten werden, denn sie können in den Zeiten der Arbeitslosigkeit nicht die gleiche Lebensführung beibehalten wie in den Tagen der Arbeit.

Es wird auch eingewendet, daß die Wirtschaft im Einküchen- oder Zentralwirtschaftshause teurer sei als in den summierten kleinen Einzelhaushalten. Um den letzteren Einwand vorwegzunehmen: Es wird ja auch behauptet, daß es ohne Mieterschutz keine Wohnungsnot gäbe und daß es vor dem Kriege, in der Zeit des freien Marktes keine Wohnungsnot gegeben habe. Wenn das Schlafen unter den Brücken, im verlassenen Ziegelfeldern, die Ueberfüllung der Obdachlosenanstalten keine Wohnungsnot ist, dann hat es keine gegeben. Und analog: Wenn das Frisieren in kalten Zimmern, das Hocken um den ungeheizten Sparherd bei Brot und „Abschnitzeln“ „billig wirtschaften“ heißt, dann kommt die Zentralheizung teurer. Es ist so die Vorstellung bürgerlich-kapitalistischer Journalisten und „Börsenwirtschafter“ vom „Sparen“, daß die Arbeiter als „arme Leute“ zu darben und zu entbehren, zu frieren und zu hungern hätten bis an die äußerste Grenze der Erneuerung der Arbeitskraft und oft auch darüber hinaus. Wir aber verstehen unter Sparen die bestmögliche Wirtschaft, d. h. mit dem geringstmöglichen Aufwand das größtmögliche Maß von Wohlfahrt zu schaffen.

Nun aber zu dem letzten Einwand: „Wer soll die Zentralheizung für den Arbeiter bezahlen, wenn er arbeitslos ist? Zu gegeben, das heiße nicht Sparen, sondern Frieren und Hungerleiden, so muß er eben frieren und Hunger leiden samt Weib und Kindern, denn er ist arbeitslos!“ Muß er wirklich? Gibt nicht gerade das Zentralwirtschaftshaus einen Ausblick auf eine viel bessere, auf eine sozialistische Lösung?

Im Wiener Zentralwirtschaftshaus „Heimhof“, der Gründung der unvorgeklärten Bahnbrecherin Auguste Fickert, haben erst kürzlich die Anwesen einige „abgebaute“ Beamten lange Zeit aus Solidarität miterhalten, und zwar so lange, bis sie wieder Erwerb fanden. Man mag einwenden, das sei eine Art von Privatwohlthätigkeit und sei möglich in einem Hause, in dem die große Mehrzahl der Bewohner in ihrer Existenz gesichert ist. Gewiß, dies ist ein Akt von Privatwohlthätigkeit; einzeln betrachtet mag es eine große Tat gewesen sein, volkswirtschaftlich betrachtet ist es nur eine Untertat, nur ein Fingerzeig.

Alle Ungleichheit, die unser Rechtsgefühl beleidigt, wollen wir in soziale Gleichheit verwandeln, ausgleichen. Das ist der Sinn des Klassenkampfes, der Sinn aller sozialen Bestrebungen. Alle Versicherung beruht auf dem Gedanken des Ausgleichs zwischen den von irgendeinem Schicksal, Krankheit, Unfall, Feuer, Hagelschlag Betroffenen und den Verschonten. Auch die Kinderversicherung, die Wohnsteuer und vieles andere beruhen auf dem Ausgleichsgedanken, selbstverständlich auch die Arbeitslosenversicherung. Sie ist unzulänglich. Wichtig! Kann da nicht die Genossenschaft „Zentralwirtschaftshaus“ eine Zusatzversicherung zur Arbeitslosenversicherung einführen? Sie wäre ein Ausgleich, erstens: zwischen dem Schicksal des Arbeitslosen und dessen, der noch Arbeit hat; zweitens: ein Ausgleich beim einzelnen selbst zwischen seinem eigenen Schicksal in den Tagen der Arbeit und denen der Arbeitslosigkeit.

Dabei könnten die einzelnen Hausgenossenschaften bei einem möglichst großen Verbände, der eine möglichst große Vermengung der Risiken gewährleistet, Rückversicherung eingehen. Wenn nämlich beispielsweise in einem Industrieort viele Arbeiter ein und desselben Betriebes in einem Zentralwirtschaftshaus leben und

wenn dann etwa durch die Einstellung des Betriebes fast alle gleichzeitig arbeitslos werden, so würde die Reserve der Zusatzversicherung rasch aufgezehrt. Da könnte die Rückversicherung einigermaßen helfen. Andererseits ist zu sagen, daß das Schicksal solcher Arbeitslosen, wenn sie in einem Zentralwirtschaftshaus beisammen wohnen, keinesfalls schlimmer sein kann als das, das in Einzelhaushalten ihrer herrscht.

Durch die Zusatzversicherung wäre dem Arbeiter ein gleichmäßiges Existenzminimum, das diesen Namen wirklich verdient, gesichert. Auch das Kulturniveau des Arbeiters würde dadurch sehr gehoben. Nicht der Verwahrlosung und Verelendung anheimgegeben zu sein, auch in Tagen der Arbeitslosigkeit ein Heim zu haben, in dem man lesen, für sich arbeiten, wohnen kann, den warmen Wirtschaftshaus- oder Brantweinbrennerei nicht vorziehen zu müssen dem frostigen sogenannten Dabein, das eröffnet der Arbeiterklasse einen weiten, sonnigen Ausblick.

Auch Wohnraum wird gewonnen, wenn statt der heutigen Wohnungen Einküchenhäuser gebaut werden. An Stelle von 40 bis 50 Köchen wird eine gebaut; und sei sie schon viermal so groß wie eine Einfamilienküche, so werden noch immer 36 bis 46 Zimmer gewonnen.

Und nationalökonomisch: nur Arbeiten und Sparen kann uns retten. Jede Arbeit? Auch die sinnlose, fruchtlose? Wenn in einem Hause 50 Frauen Kohle hinauf- und Wäsche hinunterschleppen, wenn 50 Feuer machen und die schwarzen Töpfe abreiben, 50 einkaufen laufen, jede „um zwei Kreuzer Grünes“ — werden wir dadurch reicher? Ist Radern Selbstzweck? Auch wenn nichts dabei herauskommt? Nur weil es dem idealen deutschen Frauentypus entspricht? Und ist es nicht ausichtsreicher für unsere Volkswirtschaft, wenn die vielen vergeudeteten, mißbrauchten Kräfte produktiv wirken können?

Nicht „emporhungen“ — verrücktes Wort —, sondern ehrlich emporarbeiten, aber in zweckmäßiger, zielbewußter, planmäßiger Arbeit, bei einem menschenwürdigen Leben, in menschenwürdiger Gemeinschaft, in sozialistischer Solidarität. Dazu kann das Zentralwirtschaftshaus, in dem für alle Bewohner eingekauft, gekocht, geheizt, Geschirr gereinigt, Wäsche gewaschen und gebügelt wird, in dem auch ein Kindertagraum ist und eine Person, die die Kinder beaufsichtigt und beschäftigt, viel beitragen, dazu werden es die arbeitenden Frauen allerorten fordern und sozialdemokratische Gemeindevertreter werden es bauen, wo immer sie überhaupt bauen können. Sozialdemokraten haben die Pflicht, das Los der schwergeplagten proletarischen Hausfrauen und Mütter zu erleichtern. Mögen sie sich erinnern an ihre Gegenwarts- und zukünftigen Pflichten gegen die Frauen, die mit ihnen die Zukunft erobern sollen.

Berufswahl.

Von Friedel Schneider.

Pestalozzis Worte: „Die Endzwecke der Weisheit und Menschlichkeit: zu retten, was zu retten ist, bilden, was zu bilden ist, emporzuheben, was emporzuheben ist“, zeigen uns den Weg, den wir als Menschen zu gehen haben. Dieser Ausdruck sollte für uns alle Wegweiser sein. Denn es entspricht nicht dem Sinn unseres Lebens, wenn wir nur durch Ermahnungen und Gebote retten, bilden und emporheben wollen. Wir sollen es aber auch an und in uns selbst erfüllen.

Darum muß Pestalozzis Wort auch denen Leitstern werden, die über die Jugend wachen und deren junges Leben entscheidend beeinflussen, namentlich bei der Berufswahl.

Der Beruf, den wir ausüben sollen, liegt (durch Gaben und Anlagen mehr oder weniger sichtbar) in uns. Wir haben, unter dem Druck des Existenzkampfes, nur verlernt, diese Anlagen zu erkennen.

Um diese geistigen Anlagen und sonstigen Fähigkeiten eines jungen Menschenkindeß nun besser zu erkennen, haben die städtischen und Landesberufsämter besondere Eignungsprüfungsstellen eingerichtet. Diese psychotechnischen Eignungsprüfungsstellen sind Beobachtungsstellen für innere Anlagen und technische Geschicklichkeit des Menschen. Auch die Industrie hat solche Eignungsprüfungsstellen eingerichtet, um namentlich die Kräfte der ungelerneten Arbeiterschaft an den Stellen einzusetzen, wo sie am produktivsten für den Betrieb sind.

So wertvoll diese Eignungsprüfungen an und für sich auch sind, so können sie in den wenigen Prüfungsstunden natürlich nicht alle Anlagen und namentlich nicht immer die inneren Triebkräfte im Menschen entdecken. Die Prüfungsstelle kann es z. B. dem jungen Mädchen nicht ansehn und auch von ihm nicht immer erfragen, daß es gern mit den kleinen Geschwistern spielt und sie prächtig zu unterhalten weiß. Mutter sagt nur, daß das Mädchen zu keiner Arbeit Lust hat. Und gerade dieser Spieltrieb ist das charakteristische Zeichen einer besonderen Gabe, z. B. um den Beruf einer Kindergärtnerin oder Hortnerin zu erlernen und auszuüben.

Ein anderes Mädchen spielt noch als Bierzapfenfähige leibhaftig mit dem Kaufmann des jüngeren Bruders. Laßt doch das Mädchen Verkäuferin werden, denn es hat offenbar die Anlagen dazu! — Derartige Beispiele lassen sich beliebig vermehren.

Nicht Fronddienst soll unsere Arbeit sein, sondern die Erfüllung einer eigenen Aufgabe. Die Pflicht der Eltern und Erzieher ist es, zu erkennen, welche Zukunftsteine in dem jungen Menschen stecken, und die junge werdende Kraft vor Ausbeutung jeder Art zu schützen.

Seit wachsam, ihr Eltern, bei der Berufswahl! Es gilt das wahre Wesen des Menschen zu retten, zu bilden, emporzuheben!

An meinen Sohn.

Du bist, mein Sohn, der unverzagte Speer,
An dem ich meinen Haß und meine Liebe schärfte,
Den ich mit Wollust in die Zukunft werfe,
Mein liebes Kind, du Waffe und du Wehr.

Was sollt ich nicht, wenn alles mich verläßt,
Und ich vereinsamt bin im Lieben und im Hasse,
Mich ganz auf dich, mein schönes Kind, verlassen?
Noch halt' ich dich in strengen Händen fest.

Bald fliegst du hoch im glanzerrfüllten Bogen
Ins helle Licht und findest rot ein Herz,
Von seinem Blutstrom mächtig angezogen.

Bald springt ein Jauchzen himmelwärts,
Bald wird im Blut ein neues Kind geboren.
Wer Söhne hat, ist nimmermehr verloren.

Mag Barthel.

Scherz und Ernst

Stammischpolitik. Als kürzlich die Namen der Mitglieder des Kabinetts Luther durch die Presse mitgeteilt wurden, löste die versätleidlich wiederkehrende Bemerkung „M. d. R.“ bei einem biederen Bürger besondere Begeisterung aus, der er am Stammtisch mit den Worten Ausdruck gab: „Gott sei Dank, endlich wieder einmal ein strammes Kabinett, lauter Majors der Reserve. Die werden schon wieder Ordnung schaffen.“ („Simplizissimus“.)

Schulze XXIV. ist wegen Fälschung chemischer Fabrikate angeklagt. Er wendet sich an den Richter: „Verzeihen Sie, verstehen Sie etwas von Chemie?“ — „Nein,“ antwortet der Richter, „dafür ist der Sachverständige da.“ — Schulze XXIV. fragt den Sachver-

ständigen: „Verzeihen Sie, verstehen Sie etwas vom Strafgeset?“ — „Nein,“ antwortet der Sachverständige, „dafür ist doch der Richter da.“ — „Sie verstehen nichts vom Strafgeset, der Richter nichts von Chemie, und von mir armen Schulze verlangen Sie, ich soll beides wissen.“

Geistreiche Antwort. Eleonore Duse, die berühmte Schauspielerin, besand sich eines Abends in einer Gesellschaft. In der Unterhaltung berührte man auch die Frauenfrage. Einer der Gäste bemerkte trocken, daß die Frauen niemals die gleichen Rechte wie die Männer beanspruchen könnten. „Erst wurde der Mann gemacht“, begründete er seinen Ausspruch, „und vom Mann kam erst das Weib.“ „Ganz recht“, sagte Eleonore Duse. „Es ist natürlich, daß vor der Blume erst der Stengel wächst; aber das kann man doch kaum als einen Beweis der Minderwertigkeit der Blume nehmen.“

Der schlechte Rechner. Eine Dame, die lange mit einem berühmten Mathematiker in kinderloser Ehe lebte, bekam einst Besuch von einem andern Gelehrten, der mit wahrer Hochachtung und freudigem Entzücken von den Verdiensten ihres Mannes sprach und ihr bekeuerte, er sei einer der größten lebenden Rechner.

„Dies kann ich nicht beurteilen“, erwiderte die Dame des Hauses, „ich finde bloß, daß er sich aufs Multiplizieren herzlich schlecht versteht.“

Gut gezogen. Der Mann fragt seine Frau, was das für Pelz an ihrem neuen Kleid sei.

„Ist.“

„Ne wird doch frage dürfte.“

Auf der Hochzeitsreise. „Hast du einen guten Platz, Liebchen?“ fragte der junge Ehemann im Eisenbahnzug. — „Ja.“ — „Ist dein Rückentisch auch recht weich?“ — „Ja.“ — „Und zieh's nicht da, wo du sitzt?“ — „Nein, Geliebter“, erwiderte die junge Frau gerührt, daß er so besorgt um sie war; aber sie stürzte aus allen Himmeln ihrer Illusion, als er gemächlich sagte: „So — dann laß uns mal den Platz wechseln.“ („Tit-Bits“.)

Für unsere Kinder

Die Gans.

Es stehe drei feiste Gans
Und wacke mit ihre Schwänz,
Sie gucke so lustig drei,
Se mechte gern über de Ahei.

Aber drüben am andere Strand,
Do steh drei Fichs im Sand.
Se wacke mit ihre Schwänz
Und mechte halt so gern die Gans

Die Gans gent net auf de Loim,
Die Gans, die bleibe behoim.
Die Fichs gucke traurig drei,
Se kenne net über de Ahei.

Emanuel v. Bodman.

Auf freiem Felde.

„Ach, diese schrecklichen Jagden!“ seufzte die Häsin. „Wenn sie einen wenigstens gleich töten wollten! Aber jagen darf jeder, und so schießen sie einen kranke. Die Menschen sind offenbar immer hungrig, daß sie einen so verfolgen.“

„Das war früher. Früher war es auch ein Kampf gegen wilde Tiere“, sagte der Hase. „Jetzt ist es gefahrlos und darum ist es ein Vergnügen.“

Die Häsin war empört. „Töten ist doch kein Vergnügen! Sogar Wölfe reissen nur aus Hunger, nicht aus Lust am Töten.“

„Es sind eben keine Wölfe, sondern Menschen —“, sagte der Hase. „Sie genießen die Natur nur, wenn sie ihr ins brechende Auge sehen. Es gibt bei den vornehmen Leuten noch viel vornehmere Dinge. Sie zähmen sich die Tiere erst, um sie dann zu Tode zu hegen. Das ist das Allervornehmste!“

„Aber das ist ja Mittelalter! Wir leben doch in der Neuzeit!“ rief die Häsin entrüstet. Sie war historisch sehr gebildet.

„Wir sind noch sehr im Mittelalter drin“, sagte der Hase bebrückt und kummerröll. „Aber die neue Zeit wird bald kommen. Es stehen starke Geister auf, die das Mittelalter nicht fürchten. Es sind keine armen Hasen, denn sie führen scharfe Waffen. Der Gott der Schöpfung hat sie ihnen gegeben, damit sie den Wehrlosen helfen. Man spricht davon im Wald und auf freiem Felde.“

Oben in der Luft kreisten zwei Raubvögel. „Du“, sagte der Habicht zu seiner Frau, „da unten ist ein kranker Hase. Den wollen wir fressen. Ich habe Hunger. Der andere ist gesund. Der würde uns entweichen.“

Er stieß peilschnell auf die Häsin nieder. Der Hase sprang entsetzt hinter ein Gebüsch. Aber der Habicht konnte seine Beute nicht entführen. Ein Schuß traf ihn. Er breitete die Schwingen auseinander. Sein Blut färbte den Schnee.

„Jetzt ist meine Frau gerettet!“ jubelte der Hase. „Daß ist gewiß einer von den starken Geistern, die helfen kommen.“

Es war kein starker Geist. Die Häsin richtete sich auf, um fortzuziehen. Da traf sie ein Kolbenkugeln auf den Kopf. Sie reichte den

verstümmelten Körper. Die Augen überzogen sich mit einem matten Schen und erloschen. Der vornehme Mann hatte seine Freude an der Natur.

In verschneitem Gebüsch sah frierend und jammernd ein kleines Geschöpf mit struppigem Fell. Hoch in der Luft kreiste ein einsamer Vogel.

Die Blutsprengen auf dem Schnee bildeten seltsame Zeichen. Die Zeit ist sehr nahe, wo man sie lesen lernen wird.

Und erlöse uns von dem Uebel.

(Aus Manfred Knöberers trefflichem Buch „Unter Tieren“, Berlin Walter Serfert, Berlin.)

Rätsel-Ecke.

Versrätsel.

I.

„Dein Kleid ist doch noch neu,
Wird es denn schon mit r?
Ich sehe Loch an Loch,
Wo kommen die denn her?“
„Mama, schilt, bitte, nicht,
Es war ein großer Hund,
Der ist das Wort mit b,
Er lat es ohne Grund.“

II.

Hast du's mit t in Rock und Mantel,
Bringst du's der Mutter, es zu hügel.
Mit t schwingt sich's, ein stolzer Vogel,
Geschwind bis zu den höchsten Hügel.
Doch schreibst im Wort du statt t ein l,
Dann bring' den Tod ich Maus und Ratte schnell.

Gertrud Westphal.

Silberrätsel.

I.

Aus den Silben: an, hu, na, ner, rent, ref, tat, ter, u bilde man fünf Wörter, die vor- oder rückwärts gelesen stets die gleichen bleiben. Die Anfangs- und Endbuchstaben nennen außerdem einen Vornamen.

II.

Aus den Silben: ar, bo, hei, holz, lin, lo, nen, o, plüsch, see, sei, stoff, strumpf, tum, wa, wald sind acht dreißigbüge Wörter mit gleicher Mittel silbe zu bilden. Wie heißt dieselbe und wie heißen die Wörter?

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Seltam. Eimer, Einer, Eifer.

Inhaltreiche Worte. Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir!

Die fehlende Mittel silbe. Mittel silbe „del“: — Adelsheid, Edelstein, Mandelbaum, Nadelholz, Niddelta, Rodelpfort, Trüdeltram, Wandelgang.